

Verleihung des Literaturpreises
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
an Louis Begley
Weimar, 14. Mai 2000

DOKUMENTATION

Im Auftrag der
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
herausgegeben von
Günther Rüter

Dokumentationen der Literaturpreise 1993-1999

Literaturpreis 1993: Sarah Kirsch
2. Aufl., 40 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-930163-19-5

Literaturpreis 1994: Walter Kempowski
60 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-930163-48-9

Literaturpreis 1995: Hilde Domin
2. Aufl., 48 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-930163-81-0

Literaturpreis 1996: Günter de Bruyn
40 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-931575-15-2

Literaturpreis 1997: Thomas Hürlimann
40 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-931575-68-3

Literaturpreis 1998: Hartmut Lange
32 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-931575-95-0

Literaturpreis 1999: Burkhard Spinnen
36 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-933714-35-4

Literaturpreis 2000: Louis Begley
36 S., 4 Farbbilder · ISBN 3-933714-38-9

Die Dokumentationen der Literaturpreise sind gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- zzgl. Porto zu beziehen bei:

Konrad-Adenauer-Stiftung, Hauptabteilung Kultur, Rathausallee 12,
53757 Sankt Augustin, Telefon 0 22 41 / 246 544, Telefax 0 22 41 / 246 869.

Impressum

Herausgegeben im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. von Günther Rütter.
Redaktion und Gestaltung: Michael Braun.

Fotos: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Abbildung Titelseite: Peter Begley, *White Landscape* (1999), Acryl, Öl und Wachs,
44 x 32 cm mit freundlicher Genehmigung des Künstlers.

Die Rechte für die Reden und Beiträge verbleiben bei den Autoren.

Gesamtherstellung: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier.

Auflage: 2.000 · © 2000, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. · Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, Vervielfältigung und Einspeisung in elektronische Medien,

auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Printed in Germany · ISBN 3-933714-38-9

Inhalt

1

Grußwort	
Bernhard Vogel.....	5
Wahrheiten in Zeiten der Lüge	
Laudatio auf Louis Begley	
Christoph Stölzl.....	9
Ansprache zur Preisverleihung	
Wilhelm Staudacher	19
Wie ein Roman über die Ziellinie gerät	
Dankrede	
Louis Begley.....	22

2

Programm der Feierstunde	28
Text der Verleihungsurkunde	29
Bildliche Impressionen	30

3

Zeittafel Louis Begley 32

4

Autoren und Juroren 34

Grußwort

Bernhard Vogel

Es ist gut und richtig, daß die Konrad-Adenauer-Stiftung nach 1998 und 1999 zum dritten Male mit der Verleihung des Literaturpreises hier im Weimarer Musikgymnasium zu Gast ist. Ich freue mich darüber, ich danke der Stiftung, und ich danke ihrem Generalsekretär Wilhelm Staudacher dafür, daß die Verleihung dieses Preises seit Beginn hier in Weimar, hier in Thüringen stattfindet. Als wir den Preis 1992 schufen und ich Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung war, konnte das niemand voraussehen.

Nach Sarah Kirsch, nach Walter Kempowski, nach Hilde Domin, Günter de Bruyn, Thomas Hürlimann, Hartmut Lange und nach Burkhard Spinnen wird heute Louis Begley mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet. Ich freue mich sehr, daß Sie, verehrter Herr Begley, nach Weimar gekommen sind, und begrüße Sie mit Ihrer Familie ganz besonders herzlich.

Daß sich die Jury für die Ehrung von Person und Werk von Louis Begley entschieden hat, finde ich beachtlich. Ich beglückwünsche Sie, verehrte Frau Professor Lermen, und die weiteren Mitglieder der Jury herzlich zu dieser Wahl. Sie haben den Mut, zum ersten Mal den europäischen Kontinent zu verlassen und die Namen Louis Begley und Konrad Adenauer in Verbindung zu bringen.

Einer der renommiertesten Geschichts- und Kulturkenner Deutschlands, Christoph Stölzl, hält die Laudatio. Inzwischen ist Christoph Stölzl nicht mehr der Leiter des Feuilletons der *Welt*, sondern der Kultursenator von Berlin. Man kann ihm nur Glück wünschen zu seinem schwierigen Amt. Möge es Ihnen, Herr Senator Stölzl, gelingen, Berlin nicht zu dem kulturellen Zentrum Deutschlands – denn derer gibt es viele –, aber zu einem kulturellen Zentrum in Deutschland, das einer Hauptstadt würdig ist, zu entwickeln.

Louis Begley habe, so begründet die Jury ihre Entscheidung, der letzten Generation der überlebenden Juden in Europa eine Stimme verliehen. „Begleys Werke schlagen eine Brücke zwischen östlicher und westlicher Welt, zwischen Polen und Amerika und leisten somit einen bedeutenden Beitrag zur transatlantischen Verständigung“.

Louis Begley vollbringt aber noch mehr. Im Prolog zu seinem ersten Roman *Lügen in Zeiten des Krieges* hat er selbst formuliert, worum es ihm in und mit seinen Büchern geht: Er wolle, so schreibt er, „Zeugnis ablegen gegen Unterdrückung und Unmenschlichkeit“. Dieses Zeugnis ist zugleich eine eindringliche Mahnung wider das Vergessen. Und diese Mahnung gelangt ihm wie nur wenigen anderen Autoren.

Ein renommierter Anwalt, ein Harvard-Absolvent und Sozius einer der bedeutendsten Anwaltskanzleien, ein in Polen geborener Sohn eines jüdischen Arztes, der zusammen mit seiner Mutter nur knapp dem Holocaust entging; ein Mann, der im März 1947 in die USA ausgewandert ist: Es sind diese Erfahrungen, die Stil und Aussage seines Werkes in besonderer Weise prägen.

Der scheinbare Widerspruch zwischen einer juristischen und einer literarischen Karriere existiert für Begley nicht. „Ohne Juristerei wäre ich nicht Schriftsteller geworden, und ohne die Literatur wäre ich kein guter Rechtsanwalt geworden“, sagt er.

Gerade in diesem Jahr macht es besonderen Sinn, daß der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung in Weimar verliehen wird. Weimar ist die Stadt der deutschen Klassik; Weimar ist die Kulturstadt Europas 1999 mit vielen Millionen Besuchern; Weimar ist die Stadt in der unmittelbaren Nähe des Konzentrationslagers Buchenwald. Jorge Semprun, der ehemalige Buchenwaldhäftling, spricht von der unheimlichen Nähe zwischen moderner Barbarei und klassischer Kultur.

Mit seinem Roman *Lügen in Zeiten des Krieges* hat Begley ein literarisches Dokument der Erinnerung an den Holocaust geschaffen. Das perfide Ziel der Nationalsozialisten war es nicht alleine, ihre Opfer bis zur physischen Vernichtung zu quälen. Vielmehr ging es ihnen bei jedem, der anderer Abstammung war, der anders dachte, der anders aussah, an etwas anders glaubte oder anders lebte, um die völlige Entwürdigung, den Raub jeder persönlichen Identität und die vollständige Entmenschlichung. Das Erleben und die Folgen dieses Grauens ziehen sich als Motiv durch alle Romane Louis Begleys.

Es sind diese „Brandwunden der Erinnerung“, von denen Primo Levi sprach, die noch immer tief und unverheilt sind. Eine Erinnerung, die für uns Deutsche besonders schmerzhaft ist. Salomon Korn hat gesagt: „... nur was nicht aufhört, weh zu tun, bleibt im Gedächtnis“. Ich füge hinzu: Was in deutschem Namen Millionen von Menschen angetan worden ist, wird niemals aufhören, weh zu tun.

Deshalb dürfen wir nicht schweigen über das, was geschehen ist. Wir haben die Pflicht, zu erinnern und dem Vergessen zu widersprechen. Louis Begley hat es selbst formuliert: „Die Erinnerung an den Holocaust lebendig und allgegenwärtig zu halten“ hält er „im Sinne der moralischen Gesundung der ganzen Menschheit – nicht nur der Deutschen und Juden – für notwendig“.

Am Gründonnerstag dieses Jahres haben drei jugendliche Täter einen ruchlosen Anschlag auf die Synagoge in Erfurt verübt. Diese verabscheuungswürdige Tat hat große Betroffenheit ausgelöst. Wir dürfen danach nicht zur Tagesordnung übergehen. Die Tat ist in Thüringen geschehen und steht doch in krassem Gegensatz zum geistigen Klima dieses Landes. Sie steht in krassem Gegensatz zu allem, was das Parlament dieses Landes, die Landesregierung, was die Parteien und die Kirchen, die Institutionen und Verbände, die Schulen und Hochschulen, was die ganz große Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger dieses Landes seit Jahren intensiv zu tun bemüht ist.

Als 1938 die Synagogen brannten, haben die Menschen in Deutschland weggeschaut. Diesmal haben sehr viele spontane Solidaritätsbekundungen gezeigt, daß sich die Bevölkerung eindeutig von extremistischer Gewalt distanziert. Nirgendwo haben das die Bürgerinnen und Bürger deutlicher gezeigt als hier in Weimar. Als die NPD zum 1. Mai eine Demonstration ankündigte, ging die Bevölkerung auf die Straßen und brachte in bunter Vielfalt ihren Protest gegen rechtsradikale Einfalt zum Ausdruck. Wir werden wachsam bleiben.

Literatur ändert unser Verhältnis zur Welt, ohne damit gleich den Anspruch zu erheben, daß sich durch Literatur auch die Verhältnisse der Welt ändern ließen. Gewiß aber schützt Literatur vor dem Vergessen – insbesondere dann, wenn sie von einer literarischen Qualität und Eindringlichkeit ist wie in den Werken Begleys.

Sehr verehrter Herr Begley, wir gratulieren Ihnen, der Freistaat Thüringen gratuliert Ihnen zu dieser Auszeichnung. Möge Ihre Botschaft weithin gehört werden und mögen wir von Ihnen in den kommenden Jahren weitere Zeugnisse gegen Entwürdigung, Unterdrückung und Unfreiheit hören und lesen.

Wahrheiten in Zeiten der Lüge

Laudatio auf Louis Begley

Christoph Stölzl

„Die Wahrheit wird Euch frei machen“, so steht es in der Bibel. So sagt es wenig anders die antike Philosophie. So rät es uns Michel de Montaigne aus seinem Philosophenturm: Auf daß wir Menschen würdigen statt Sklaven. So fordert es feierlich die europäische Aufklärung. Der Kern unserer modernen Kultur, die Erfindung des Individuums, ist auf die Hypothese gegründet, daß wir uns in Wahrheit definieren können. Aber was ist, wenn im Zentrum eines Lebens die Erfahrung steht, daß man dieses Leben einzig allein einem virtuosen, alle Echtheit und Wahrheit bewußt zerstörenden Lügensystem verdankt? Und weiter: Die Wahrheit wird Euch frei machen! Aber macht sie auch glücklich? Und hilft sie, wenn es um die letzten Fragen geht, um Liebe und Tod, um Alter, Verfall und Krankheit?

Um die Achse von Wahrheit und Lüge dreht sich das Werk von Louis Begley, den wir heute feiern. Es ist in beispielloser kurzer Zeit entstanden, nach langer Inkubationszeit, spät im Leben, ähnlich wie es bei Theodor Fontane der Fall war. Es zwingt zwei Themen zusammen, die gegensätzlicher nicht sein können auf den ersten Blick: Die gewalttätige Hölle der Judenverfolgung im besetzten Polen, und die Luxuswelt der amerikanischen Eliten der letzten Jahrzehnte. Hier die Düsternis der Verstecke, Keller und Ruinen, dort der gelassene Blick von der oberen Park-Avenue New Yorks weithin über die schönsten Plätze der Welt im Sonnenglanz der Pax Americana. Die Brücke zwischen beiden ist somit Begley selbst. Und darum muß zuerst von ihm erzählt werden, so unvollkommen dies auch ausfallen wird.

Begley ist 1933 in einer galizischen Stadt geboren. Er selbst und seine Mutter entgingen, als katholische Polen getarnt, dem Holocaust. 1946 fand sich zusammen, was von der Familie dem Mord entgangen war. Begley verließ mit seinen Eltern Polen und kam über Paris in die USA.

Der Hochbegabte besuchte die Elite-Universität Harvard, studierte Englische Literatur und machte 1954, zusammen mit John Updike, als Jahrgangsbester das Examen. Während seines Militärdienstes war Begley auch in Deutschland stationiert. Der von den Deutschen beinahe ums Leben Gebrachte sah Deutschland zuerst in der Rolle des militärischen Beschützers. Nach einem Jurastudium, wieder in Harvard, machte Begley Karriere als Rechtsanwalt. Seit 1968 ist er, dessen Kindheit unter dem Unstern des totalen Rechtsbruches stand, als Fachmann für internationales Vertragsrecht Sozius der weltweit tätigen Traditionskanzlei Plimpton & Debevoise, einer der Großen der New Yorker Juristenwelt.

Und dann der Bruch: 1990 verläßt Begley für 4 Monate die Kanzlei, er geht sozusagen, um es biblisch auszudrücken, für 120 Tage in die Wüste, und schreibt das Buch *Wartime Lies – Lügen in Zeiten des Krieges*. Es wurde ein Welterfolg. Begley wurde auf Anhieb in die vorderste Reihe der amerikanischen Literatur befördert. Und es wurde ein Buch, das vor allem in Deutschland die Herzen der Menschen bewegte.

Wartime Lies ist ein unerhörtes Experiment. Auf den ersten Blick lesen wir eine Heldensaga, in der eine schier unglaublich selbstbewußte junge Frau mit kaltblütiger Entschlossenheit alles wagt, um ein Kind vor der Ermordung im Holocaust zu retten. Die Geschichte dieses Überlebens hören wir in der Stimme des Kindes. Sie ist so lakonisch und unsentimental, auf den Höhepunkten aber wiederum so dramatisch beschleunigt erzählt, daß zunächst der Eindruck entstehen könnte, ähnlich wie bei *Schindlers Liste* hätten wir es mit einem winzigen Lichtstreif inmitten der Finsternis zu tun.

„Tanja und Maciek contra mundum, allein gegen die Welt“ – die Formel, die Begley einmal ausspricht, um das letztlich erfolgreiche Gespann von listenreicher Tante und tapferem Neffen zu charakterisieren, haben viele Rezensenten als Triumph des Lebenswillens verstanden. Darin spiegelt sich die verzweifelte Hoffnung der Post-Holocaust-Menschheit, den Alptraum des „Es ist geschehen, es ist geschehen und nicht aus der Welt zu denken“ wenigstens für Augenblicke zu unterbrechen und gleichsam eine Theodizee in der historischen Anekdote zu finden.

Schindlers Liste verdankt diesem urmenschlichen, hier gar nicht zu denunzierenden Impuls seinen Welterfolg, und erst recht Ernst

Lubitsch' *Sein oder Nichtsein*, wo Adolf Hitler wirklich, um es in den unsterblichen Worten von Herrn Dobosz zu sagen, „nur ein kleiner Mann mit Schnurrbart“ ist.

Aber Bücher sollte man nicht statistisch lesen. *Lügen in Zeiten des Krieges* kann man auch als Textsammlung rund um das Eigentliche lesen, jene wenigen Seiten, wo es um unvorstellbare Entfernung aus aller Menschlichkeit geht. Dann gellt durch das Buch das kalte Hohngelächter der Hölle und das fassungslose „Yo lo vi!“ („Ich hab's gesehen!“), das Francisco Goya seinen *Desastros de la guerra* vorangestellt hat. Ein Deportierter führt auf seinem Gang zum Bahnhof, wo ihn ein Viehwagen nach Auschwitz erwartet, einen Papagei im Käfig mit sich und beruhigt das geängstigte Tier: Ist es nicht, als ob sich in diesem mikroskopischen Detail ein zynischer Diabolos über das uralte Leitmotiv der Arche Noah amüsiere, in der Gewißheit, daß in größter Gefahr auch größte Rettung zu erhoffen sei.

Deutsche und Juden, Polen und Ukrainer wirken in wechselnden, die Skala der guten wie der bösen Seiten des Menschen auslebenden Rollen in Begleys Pandämonium. Das Fazit muß der Leser selbst ziehen. Es fällt nicht gut aus: Chancen auf geringste Mitmenschlichkeit gibt es selbst im Ernstfall nicht. So endet zum Beispiel der Judenhaß in Polen nicht mit dem Zweiten Weltkrieg – ein bitterer Schluß des Buches und ein Hinweis auf Motive der Emigration der Begleys. Und auch das ist wiederum nicht die tiefste Schicht des Romans.

Sie liegt dort, wo der Erzähler seine eigene Dramaturgie in Frage stellt: Die Erfahrung der Demütigung, aber auch der Selbsterniedrigung um des Überlebens willen quälen das literarische alter ego Begleys, den fiktiven Autor der Präambel, wie eine unheilbare Krankheit: „Warum finden wir es so schwer, jene zu bewundern, die sich gottergeben quälen lassen, ohne sich zu wehren?“

Lügen in Zeiten des Krieges hinterließ dem Autor eine Fülle unbeantworteter Fragen. Zur Überraschung aller verstummte er darüber nicht, sondern schrieb in rascher Folge weiter. Denn er hatte im moralischen Labor der Terrorzeit Instrumente der Erkenntnis auch für die Gegenwart gefunden. Auf der Mord-Bühne seiner Kindheit hatte sich erwiesen, daß im Extremfall fast jeder Mensch zum Ausbeuter und Verräter, und jeder zum Doppelrollen-Spieler und Grenzgänger wurde. Begley hatte in der Arbeit an seinem Roman gefunden, was in

den fünfziger Jahren Margret Boveri in ihrem Standardwerk *Der Verrat im Zwanzigsten Jahrhundert* auf den Punkt gebracht hatte: Das Signum der Epoche war das Verschwinden fester Anhaltspunkte der Loyalität.

Das gilt mutatis mutandis auch in jenem Milieu, in das Begley hineingeraten war, wo er emporgestiegen war zu Macht und Einfluß. Ein teilnehmender Beobachter, ein verdeckter Ermittler konnte er nun sein, dort, wo die Rollenspiele nicht mehr dem physischen, sondern dem gesellschaftlichen Krieg dienten. Auf Begleys Gesellschaftsromane paßt gut Franz Kafkas Satz über Karl Kraus: „Nur ein gerissener Wilddieb kann ein so guter Waldhüter sein.“ Will sagen: Nur wer in einer Erziehung auf Tod und Leben gelernt hatte, daß Katastrophen in Nuancen verborgen sein können, kann in solch seismographischer Qualität schreiben.

Begleys moralische Versuchsanordnungen dienen der Scheidung von Lüge und Wahrheit, nicht nur bei den handelnden Personen, sondern auch bei uns, den Lesern. Damit wir uns darauf einlassen, macht es uns Begley zunächst ganz leicht. Vor vielen Jahren hat sich einmal Somerset Maugham darüber aufgehalten, wie töricht die weitverbreitete bierernste Kulturkritik sei, die trotzig auf einem Gegensatz zwischen Unterhaltung und Geistigkeit bestehe – in Wahrheit seien Intelligenz und Unterhaltung eng verwandt.

Begleys Geschichten kommen einher im täuschenden Gewand des Unterhaltungsromans. Die Sprache ist in jedem Detail von makelloser Stilsicherheit; ironisch geschliffen, perfekt poliert wie das Leben, von dem sie berichtet. Daß wir deutschen Leser uns nicht vorstellen können, Begley habe je in einer anderen Sprache geschrieben, ist das Verdienst von Christa Krüger, der kongenialen Übersetzerin.

Der Mann, der zu spät kam (1992/96) entwirft ein filmisch genaues Panorama der amerikanischen Oberschicht der Ostküste in den sechziger Jahren. In seiner Mitte enthüllt sich die Lebenslüge des Holocaust-Überlebenden Ben, dessen Kindheit in Polen „kein geeigneter Erinnerungsort ist“ und dessen Aufstieg zu den Erfolgreichen nichts an der inneren Wahrheit ändern kann, daß seine Person aus Versatzstücken äußerer Erkennungszeichen und Status-Symbole besteht. Selbststilisierung ist Bens Schicksal, bis in den frei gewählten Tod – ein exemplarischer homo sociologicus nach dem Muster von

Thorsten Veblens *Theory of the leisure class*, jener ersten, vor genau hundert Jahren geschriebenen Theorie des herkunftslosen Massenmenschen auf der Suche nach einer erkennbaren Identität. Insofern ist Bens Schicksal ein typisch amerikanisches. Zugleich ist es nur verständlich auf dem Hintergrund der konstituierenden Lebenslüge der atlantischen Nachkriegsgesellschaft, der Judenmord sei nur eine Episode des Weltkriegsdramas gewesen und besser zu verschweigen als zu bereden – lieferte er doch keine heroische Story.

Wie Max es sah (1994/1995) kreist um das niemals ausgesprochene Wort AIDS und seine zerstörende Energie in der Welt des „bargeldlosen Wohlergehens“. Toby, „ein Geschöpf von so atemberaubender, vollkommener Schönheit“, muß sterben. Er übernimmt den dialektischen Gegenpart zur schönen Tante Tanja in den *Wartime Lies*, die ihre Attraktivität fürs Überleben nützt.

Um den plötzlichen Einbruch des Todes in die fein austarierte Welt der Konventionen dreht sich auch Begleys jüngstes Werk, *Mistlers Abschied* (1997/1998). Es ist das Portrait eines Connaisseurs und unsympathischen Machtmenschen, der zum diskreten Sterben nach Venedig fährt. Begley, der Ironiker, wandelt bewußt auf Thomas Manns Spuren. Er spielt ein Vexierspiel mit seinen Lesern, weil er über weite Strecken scheinbar Einverständnis mit seinem Helden und dessen hohlem Statuskonsum zelebriert. Zwischen Einverständnis und Abscheu schwankend, verlieren wir die sicher geglaubte Distanz. Haben wir das Buch mit dem selbstgewissen Salzburger „Jedermann“-Gefühl begonnen, daß ein herzloses Leben einen bösen Tod verdient, so kommt uns am Schluß solche Gewißheit abhanden.

Begley, der poetische Desinformant: Es scheint, als habe die größte Verwirrung unter den Lesern das Buch *Schmidt* (1996/1997) hervorgeufen. Auf den ersten Blick geht es um eine harmlose Familiengeschichte im New Yorker Anwaltsmilieu. Aber bei dem Versuch von Mr. Schmidt, würdig in den Ruhestand zu gehen und seine Tochter zu verheiraten, fallen von Kapitel zu Kapitel die Fassaden einer schein sichereren Wahrheit nach der anderen zusammen. Wieder erscheint der Tod, diesmal nicht in makabrer Bedrohlichkeit, sondern in Gestalt eiskalter Versicherungs- und Hypothekenberechnungen. Und wieder geht es, je weiter das Buch fortschreitet, um die Frage der Lebenslüge. Ist Mr. Schmidt, der demokratische Liberale, in Wirklichkeit ein

Judenfeind? Oder kann er, wie viele Witwer mit einer einzigen Tochter, nur nicht ausstehen, daß sein Kind in einen vitalen jüdischen Clan einheiratet, dessen Umarmungskraft den Alternden einschüchtert? Und auch unsere eigene Moral wird strapaziert: Sollen wir uns über Schmidts spätes erotisches Glück mit einer puertoricanischen Kellnerin freuen oder dem unwürdigen Verhältnis ein rasches Ende wünschen? Und auch hier wieder ein fernes Echo der Kindheitsängste: Mr. Schmidt wird terrorisiert von einem aggressiven Obdachlosen, den er schließlich mit dem Auto überfährt.

In keinem von Begleys neuen Romanen gibt es eine brauchbare Botschaft zum getrosteten Mit-nach-Hause-Tragen. Sie jonglieren mit mehreren Deutungen. Und wir dürfen nicht sicher sein, ob der Autor nicht ein Doppelagent seiner wahrheits- und moralbedürftigen Leser einerseits und zugleich seiner Figuren ist, deren Geheimnis er wahren will. Dazu paßt, daß wir der „Mimikry beiläufiger Plauderei“ (Ulrich Greiner) nicht trauen können. Scheinbar erfahren wir alles über die Vor- und Nachteile gewisser Immobilien-Lagen, wir blicken intensiv in die Kleiderschränke der handelnden Figuren, wir dürfen alles lernen über die Usancen von Rechtsanwaltskanzleien und Werbeagenturen. Wer Lust hat, kann Begleys Romane aus der „corporate world“ lesen wie die *Forsythe Saga* John Galsworthys, der Anfang der Zwanziger Jahre daran gegangen war, die Welt der viktorianischen Bürger „konserviert unter Glas“ zur Schau zu stellen, „in seiner eigenen Atmosphäre, dem Streben nach Besitz“ – so Galsworthys Nachwort zu dem Riesen-Opus. Doch ahnt noch der harmloseste Begley-Leser, daß es irgendeinen Haken hat mit der scheinbaren Lifestyle-Verfallenheit des Autors trotz aller Nichtigkeiten, die da, oft seitenlang, Revue passieren. Unsere erste Reaktion ist der Pawlowsche Effekt, der sich seit der bürgerlichen Aristokratiefeindschaft im 18. Jahrhundert im Grunde nicht geändert hat: Reichtum macht nicht glücklich und Begleys Upper Manhattan geht uns eigentlich nichts an. Aber dann zerfrißt die intime Eindringlichkeit von Begleys Beschreibungen alle Schotten zwischen uns und seinem Personal. Mögen seine Mächtigen und Weltläufigen unsympathisch, konventionenhörig und egoistisch sein.

Mögen sie uns lebensgeschichtlich fremd bleiben, weil wir kaum in die Lage kommen werden, ihre Probleme, die uns reichlich überflüssig

vorkommen, jemals zu teilen. Ist es aber die Wahrheit, daß sie uns nichts angehen? Sie sind Menschen wie wir, sie kämpfen ums Überleben wie wir. Mit Shylock könnten sie sprechen: „Wenn Ihr uns stecht, bluten wir nicht?“ Begley mutet seinen Figuren Herausforderungen und Schrecken zu, die auch unsere sind: Familiensorgen, Krankheit, Tod, Liebesverrat, Furcht und Hoffnungslosigkeit. Wahrscheinlich wird man Begleys in einem kurzen Jahrzehnt geschriebene Suite der transatlantischen Gesellschaftsromane einmal so losgelöst von ihrer Entstehungszeit lesen wie die Berliner Zyklen Fontanes oder die moderne Odyssee des Bürgertums bei Thomas Mann. Historische Stofflichkeit, ja Provinzialität sind nicht Hindernis, sondern im Gegenteil notwendige Voraussetzung jeder großen Literatur.

In Begleys Prosa blicken wir die Protagonisten aus so großer Nähe an, daß wir uns in ihren Augen spiegeln können und erkennen: *tua res agitur*.

Begley schreibt philosophische Romane. Wie das erste Buch kreisen sie um Grundfragen des Lebens und bedienen sich eines raffinierten Systems von Leitmotiven und Anspielungen. Dazu gehören sicher auch die Namen der Begleyschen Figuren. Wie kommt ein Autor zu diesen Namen? Warum tragen Begleys Antihelden vorwiegend deutsche Namen? Begley erklärt es nicht, oder kaum zufriedenstellend. Mag sein, daß hier eine Tabuzone beginnt. Denn nicht nur im literarischen, sondern erst recht im wirklichen Leben gibt es eine archetypische Verbindung zwischen Namen und Lebensrolle.

„Louis Begley“ ist, wie wir es wissen, weil Begley es ganz bewußt alle Welt wissen läßt, die anglierte Form des Namens, unter dem der Autor 1933 ins Leben trat. Ludvik Begleiter. Er ist ein Sprachdenkmal jener Vorzeit, wo das Judentum des europäischen Ostens das Deutsche als *lingua franca* sprach, als Bildungssprache, als wortgewordene Hoffnung, daß die Humanität der Weimarer Klassik einmal eine Weltgesellschaft ohne Diskriminierung schaffen würde. Wer heute in die Antiquariate Prags oder Krakaus geht, der findet noch die Goethe- und Schiller-Ausgaben mit den *Ex libris* der jüdischen Familien, die sich in den nationalen Reibungen des 19. Jahrhunderts oft genug als „Vorposten“ der deutschen Kultur gefühlt hatten. Begleys Vater hatte in Wien Medizin studiert, wo sonst? Wenn irgendwo, so hatten die Juden des Ostens in der k.u.k. Monarchie die Chance gesehen, deutsch

sprechen zu können, ohne sogleich zu „Deutschen“ im eindimensionalen Sinn werden zu müssen.

Ludvik Begleiter – ein schöner, ein geheimnisvoller Name. Er bezeichnet eine Profession, die in keinem Berufskataster vorkommt. Umso mehr aber in Sage und Literatur. Die *Begleiter*, die wir dort treffen, kommen und gehen überall dort, wo Menschen auf abenteuerlicher Reise sind, sei es wörtlich, sei es schicksalhaft im übertragenen Sinne. Gott, oder genauer gesagt Thomas Mann schickt dem Jüngling Joseph in der entscheidenden Phase der Geschichte einen Begleiter, der diskret darüber wacht, daß die himmlische Veranstaltung, so böse sie auch aussieht, mit brüderlichem Mordanschlag und Sturz in den Brunnen, ihren rechten Gang geht. Und von Hans Christian Andersen gibt es ein weniger bekanntes, aber dennoch wunderbares Märchen, das nicht nur vom bewußten Phänomen handelt, sondern geradewegs auch. *Der Reisekamerad* heißt. Darin zieht der Jüngling Johannes, nach dem Tod seines Vaters ein Waisenkind ohne allen Anhang, in die Welt hinaus. Unterwegs gerät er in eine Kirche, wo ein Toter aufgebahrt ist, dem übel mitgespielt werden soll: Er hat Schulden hinterlassen, und die betrogenen Gläubiger wollen ihre Wut an dem stillen Leichnam auslassen. Johannes opfert sein letztes Geld, die Hartherzigen lassen von ihrer schändlichen Idee ab. Wenig später gesellt sich dem dahin wandernden Jüngling ein freundlicher, wenngleich reichlich undurchsichtiger Begleiter zu. Er beschützt Johannes in allen Abenteuern, verfügt ersichtlich über magische Kräfte und verhilft unserem Helden – wir sind schließlich im Märchen – sogar zu Prinzessin und Krone. Im Augenblick größten Erfolges verschwimmt seine Person zur Unsichtbarkeit. Und ruft Johannes im Abschied zu, er möge an den Toten denken, an dem er einst menschliche Gesittung geübt habe.

An diese Geschichte und an den Begleiter, von dem Andersen sagt, er habe „fast die ganze Welt durchreist und wußte von allem Möglichen zu erzählen“, habe ich mich erneut beim Wiederlesen der herzerreißenden Vorrede Begleys zu den *Lügen in Zeiten des Krieges* erinnert. Der Prolog handelt, wie Sie wissen, vom literarischen Stellvertreter Begleys, einem Mann, der dem Holocaust entronnen ist, aber allein bleibt mit dem Grübeln über die Frage, warum ausgerechnet er am Leben geblieben ist „und nicht die anderen vielen, die das Überleben eher verdient hätten als gerade er“. Auch Louis Begley kommt aus dem Reich der Toten. Daß er uns an die Hand nimmt, haben wir freilich

nicht selbst verdient wie Andersens braver Jüngling. Wer *Lügen in Zeiten des Krieges* aufmerksam gelesen hat, weiß, daß Begleys Bringeschuld der Literatur gilt: Am Warschauer Bahnhof hat die beherzte Tante alles auf eine Karte gesetzt und den Stationsvorsteher des Todes in makellosem Deutsch mit der Erwähnung Thomas Manns so beeindruckt, daß er die lebensrettende Fahrkarte zu einem anderen Ziel als Auschwitz gewährte.

Lassen Sie mich zum Schluß, meine sehr verehrten Damen und Herren, noch einen Brückenschlag versuchen zwischen dem Werk von Louis Begley und dem großen Namen, an den der Preis erinnert. Ich stütze mich dabei auf Gedanken, die Louis Begley unlängst unter dem Titel *Auf der Suche nach dem guten Leben* veröffentlicht hat. Als Europa 1945 in Trümmern lag, „in der Mitte unseres jammervollen Jahrhunderts“ (Begley), als zwischen den Ruinen die Überlebenden der Mordmaschine, die den Namen Deutschlands trug, herumirrten, ging der junge Louis Begley zuerst nach Paris, dann in die Vereinigten Staaten. Er brach die Brücken zum alten Kontinent ab. Weiterleben schien nur möglich in radikaler Wandlung und Selbstfindung. Und die Geburtsformel der Neuen Welt in der *Declaration of Independence*, die Garantie von „life, liberty, and pursuit of happiness“, war geradezu die spiegelbildliche Umkehr von Begleys Kindheits-Alptraum. Auch der alte Mann Konrad Adenauer ging den Weg nach Westen. Auch er wußte, daß nach der Katastrophe nur ein radikaler Wandel übrig blieb. Er versuchte, seinem in tiefe Schuld geratenen und bitter gestraftem Volk einen neuen Anfang zu geben. Austausch konnte er es nicht. Als Lüge und größtenwahnsinniger Selbstbetrug in nichts zusammenfielen, erinnerte er an einfache, alte Maximen, auf die einst der Stolz des Landes als Kulturnation gegründet gewesen war. Der in Weimar geschriebene Satz: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen“ war 1945 so gut wie vor 150 Jahren. Darauf ließ sich ein Sozialstaat bauen, und das tat der erste Kanzler der Bundesrepublik, weil er allzu gut wußte, daß mit purem Idealismus keine Gesellschaft neu geformt werden kann. Adenauer hätte sicherlich Louis Begleys Bescheidenheit gutgeheißen, der meinte, man sei schon weit, wenn man es zu „sozialer Großzügigkeit“ bringe und zu einer „Toleranz (welche) ein anderes Gesicht der Höflichkeit (sei)“. Begley schreibt: „Wir hoffen auf ein gutes Leben in einer menschenwürdigen Gesellschaft, aber den Gehalt dieser Worte müssen wir selbst schaffen, und allein unser individuelles

Moralgefühl und unsere Selbstdisziplin können uns helfen.“ So ähnlich hätte es der Alte von Rhöndorf auch ausgedrückt.

Es gibt keinen Weg zurück in die Zeit, wo das Wort Auschwitz nur Eisenbahnexperten bekannt war und Protokollbeamten, die die endlosen Titel der „apostolischen Majestät“ des Kaisers Franz Joseph auswendig kannten, worunter sich auch der eines „Herzogs von Auschwitz und Zator“ fand.

Aber trotzdem ist es nicht zu spät für den Appell an die Gesittung. Nicht mehr steht als Botschaft in Begleys Werk, aber auch nicht weniger. Hören wir ihm also zu – mit der Geduld und der Genauigkeit, welche Begley der literarischen Welt geschenkt hat.

Ich danke Ihnen.

(Eine gekürzte Fassung der Rede erschien im *Rheinischen Merkur*, 2.6.2000.)

Ansprache zur Preisverleihung

Wilhelm Staudacher

*Sehr geehrter Herr Begley, sehr geehrte Frau Begley,
verehrter Herr Professor Stözl,
lieber Herr Ministerpräsident Dr. Vogel,
meine Damen und Herren!*

Gleich mit seinem ersten Roman *Wartime lies* (1989) wurde Louis Begley zu einem erfolgreichen und bedeutenden Schriftsteller. Das Buch über seine Kindheitserfahrungen im nationalsozialistisch besetzten Polen wurde 1991 von der *New York Times* zu den zehn besten Büchern des Jahres gezählt, 1994 von Christa Krüger ins Deutsche übersetzt und ist seither mehrfach aufgelegt worden. Die Kritik ist sich ausnahmsweise einig: *Lügen in Zeiten des Krieges* gehört – nicht anders als die Autobiographie *weiter leben* (1991) der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin und Autorin Ruth Klüger, die ich hier sehr herzlich begrüßen darf – zu den Kronzeugenbüchern der Holocaust-Literatur. Mit diesem bedeutenden Werk verleiht Louis Begley – so die unabhängige Jury – der „letzten Generation der überlebenden Juden in Europa eine Stimme“.

Mit ihrer Entscheidung, Louis Begley den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2000 zuzuerkennen, haben die Juroren wiederum eine sichere Hand bewiesen. Dafür gilt ihnen mein herzlicher Dank: voran der Vorsitzenden, der Kölner Literaturwissenschaftlerin Frau Prof. Dr. Birgit Lermen, sodann Herrn Jochen Hieber, Literaturredakteur bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Herrn Prof. Dr. Helmuth Kiesel, Literaturwissenschaftler an der Universität Heidelberg, und Herrn Dr. Volkmar Köhler, Parlamentarischer Staatssekretär a.D.; Herr Dr. Sebastian Kleinschmidt, Chefredakteur von *Sinn und Form*, kann leider aufgrund einer anderweitigen Verpflichtung heute nicht zugegen sein.

Ein gleiches Wort des Dankes gilt Herrn Direktor Wolfgang Haak, der uns nun zum dritten Male so gastfreundlich das Weimarer Musikgymnasium geöffnet hat. Es ist uns eine Freude, daß die Preisverleihung in diesem Jahre wiederum in Weimar stattfinden kann, in einer europäischen Kulturstadt, zu deren klangvollen Orten eben auch das Musikgymnasium zählt – und das benachbarte Schloß Belvedere, das Sie, verehrte Gäste, im Anschluß an diese Feierstunde besuchen können. Herr Direktor Haak hat es dankenswerterweise ermöglicht, daß Ihre Einladungskarte heute nachmittag auch als Eintrittskarte für das Schloß gilt, wo die Ausstellung „Sächsischer Serpentin“ gezeigt wird, mit einzigartigen Materialien aus dem Erzgebirge.

Herzlich begrüßen möchte ich schließlich Konstanze Hollitzer, Absolventin der Leipziger Hochschule für Musik und Theater Felix Mendelssohn-Bartholdy und Künstlerstipendiatin der Konrad-Adenauer-Stiftung, die bereits erfolgreich in Deutschland und der Schweiz konzertiert hat. Frau Hollitzer wird uns heute mit Werken von Felix Mendelssohn-Bartholdy und von Johannes Brahms erfreuen.

Meine Damen und Herren, Louis Begley ist nicht nur Autor eines Buches über eine jüdische Kindheit im Nationalsozialismus, eines Romans, der neben allen Schrecken die Kraft der lebensrettenden Fiktion und den Triumph der Lüge über den Tod zeigt. Er hat danach vier weitere Bücher geschrieben: Gesellschaftsromane in der Tradition Flauberts und Thomas Manns, die das historische Wissen der Moderne mit der zergliedernden Psychologie der europäischen Erzählkunst verknüpfen und Geschichten aus der Welt des Mondänen und des „bargeldlosen Wohlergehens“ erzählen, einer Welt, in der Begley vor allem das Doppelbödige und Abgründige bloßlegt. Diese Romane, von *The Man Who Was Late* (1992) bis *Mistlers Exit* (1998), handeln von Liebe, Krankheit und Tod, von den Zivilisationsängsten unserer Zeit, der mit leiser, aber unerbittlicher Ironie ein Spiegel vorgehalten wird. Es ist schwerlich zu übersehen: Im Zentrum der literarischen Werke Louis Begleys steht die Frage nach der Zukunft der humanistischen Werte. Denn was geschieht, so fragt Begley angesichts der „Unfähigkeit der Religionen und Ideologien, als glaubwürdige Instanzen zu fungieren“, wenn die persönlichen „Vorstellungen vom Guten und Menschenwürdigen“ nicht mehr allgemein verbindlich gemacht werden können? So erweist sich Louis Begley nicht nur als ein Erzähler von großer

Virtuosität und sinnlicher Kraft, sondern auch als subtiler Zeitkritiker und als entschiedener Verteidiger der Menschenwürde.

Sehr geehrter, lieber Herr Begley, es freut und ehrt uns sehr, Sie heute mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung auszuzeichnen. Sie sind – nach Sarah Kirsch (1993), Walter Kempowski (1994), Hilde Domin (1995), Günter de Bruyn (1996), Thomas Hürlimann (1997), Hartmut Lange (1998) und Burkhard Spinnen (1999) – der achte Träger unseres Literaturpreises, den Herr Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel seinerzeit ins Leben gerufen hat. Ich gratuliere Ihnen ganz herzlich zu dieser Auszeichnung und wünsche, daß zutreffen möge, was Sie 1994 in einem Gespräch geäußert haben: „immer mehr Zeit fürs Schreiben“ zu gewinnen, weil diese Zeit ja „bestens investiert“ sei.

Ich darf Sie, verehrter Herr Begley, nun gemeinsam mit Frau Professor Lermen und mit Herrn Ministerpräsident Dr. Vogel zu mir nach vorne bitten, damit ich die Urkunde verlesen und überreichen kann.

Wie ein Roman über die Ziellinie gerät Dankrede

Louis Begley

Die Auszeichnung mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ist für mich eine Überraschung besonderer Art, und dafür bin ich sehr dankbar. Sie fügt sich in eine ganze Kette freudiger Überraschungen: Zuerst entschied sich mein Freund Siegfried Unseld 1994, den Roman *Wartime Lies (Lügen in Zeiten des Krieges)* zu veröffentlichen; dann unterstützten Unselds Mitarbeiter im Suhrkamp Verlag dieses Buch und die darauf folgenden, sehr anders gearteten Romane vorbehaltlos, ja liebevoll; die Übersetzerin Christa Krüger fand für meine Romane eine deutsche Stimme, in der ich das Echo meines Tons ohne Verzerrungen wiedererkennen kann; und, was ich am allerwenigsten erwartet hätte, die deutschen Leser reagierten mit Sympathie und Generosität auf meine Arbeiten; ihnen habe ich zu verdanken, daß ich mich jetzt in der deutschen Öffentlichkeit und in diesem Land ohne Beklommenheit bewegen kann.

Nichts von alledem hätte man damals ahnen können, als ich, elf Jahre alt, in Polen aus den Trümmern eines zerbombten Hauses herauskletterte, mich in strahlendem Sonnenlicht wiederfand und sah, daß wirklich und wahrhaftig keine deutschen Soldaten, kein einziger lebender Deutscher mehr in unserer Stadt war und daß der Krieg für meine Mutter und mich tatsächlich ein Ende hatte; nichts deutete darauf hin, als ich in meinen Jugendjahren mit aller Kraft versuchte, den Krieg zu vergessen und mich in einen Amerikaner mit dem Grundrecht auf Leben zu verwandeln; oder als ich 1955 als Angehöriger der Besatzungstruppen in der Uniform eines amerikanischen Infanteristen zum ersten Mal nach Deutschland kam, voller Bitterkeit, weil ich begriff, daß es Vergeltung weder geben würde noch geben könne, denn das Geschehene wäre auf keine Weise wieder gutzumachen.

Trotzdem war ich neugierig auf besiegte Deutsche. Einer davon half mir bei meiner Lektüre von Goethes *Faust*. Er hatte im Krieg einen Arm verloren, an der Ostfront, so behauptete er. Das mag eine harmlose Lüge gewesen sein, die er benutzte, um mir zu verstehen zu geben, daß er nicht gegen meine amerikanischen Landsleute gekämpft habe. Ob seine Geschichte nun stimmte oder nicht, es fiel mir schwer, an diesem zurückhaltenden deutschen Gymnasiallehrer, der mich mit vollendeter Höflichkeit im schäbigen Eßzimmer seiner Wohnung empfing, Ähnlichkeiten mit dem deutschen Soldaten meiner Angstträume zu erkennen. Und doch konnte man nicht wissen, welche Ungeheuerlichkeiten er begangen haben mochte. Noch neugieriger war ich auf junge Deutsche meiner Altersstufe; eine Gruppe von ihnen, Musiker, lernte ich durch die Vermittlung eines jungen Mädchens kennen, das als Flüchtling aus Schlesien gekommen war und als Bibliothekarin im Army-Stützpunkt arbeitete.

Beim Reiten in der Reitschule traf ich andere junge Leute: blaß, blond und auf sich selbst konzentriert, wie an solchen Orten üblich. In den großen Spiegeln zu beiden Schmalseiten der Reithalle überschritten und mischten sich unsere Spiegelbilder. Gelegentlich schreckte ich vor jedem Kontakt mit diesen jungen Leuten zurück: Sie waren ja Deutsche. Danach schämte ich mich, denn ich machte mir klar, daß sie an dem Krieg so wenig Schuld trugen wie ich, daß sie bis zu seinem Ende rein zufällig Glück mit ihrer Geburt und der Geographie gehabt hatten, während mir ein gräßlicher Tod vorbestimmt schien.

Zu Beginn meiner Dienstzeit in Deutschland war Konrad Adenauer schon fünf Jahre Kanzler; gemeinsam mit Robert Schumann und Jean Monnet hatte er die Grundlagen für europäische Institutionen geschaffen, die den Wiederaufbau eines demokratischen Deutschland ermöglichen; in diesem Deutschland Ihr Gast zu sein, ist mir eine Ehre. Als einundzwanzigjähriger „unpolitischer“ Soldat beachtete ich diese zukunftsweisenden Ereignisse wenig und unterhielt mich in abendlichen Gesprächsrunden beim Rheinwein – den, wie man mir sagt, auch der Kanzler zu schätzen wußte – lieber über andere Themen. Inzwischen habe ich ein gewisses Verständnis für die grundlegende Bedeutung seiner Leistungen gewonnen. Ich war sogar in Versuchung, heute darüber zu sprechen, – bis ich Hilde Domins Ausführungen zum Thema las, die sie 1995, als ihr dieser Literaturpreis verliehen wurde, zu Gehör

brachte. Sie sind von solcher Eleganz und zeugen von einer so eindringlichen Vertrautheit mit dem Gegenstand, daß man, oder zumindest ich, ihnen nichts Gleichartiges an die Seite stellen kann. Deshalb bleibe ich bei meinem Stichwort und spreche weiter über Paradoxien und Überraschungen.

Es ist eine Paradoxie und war eine Überraschung, daß deutsche Leser *Lügen in Zeiten des Krieges* sehr gern lesen – das Wort „gern“ benutze ich absichtlich, weil ich es so oft gehört habe. Daß manche deutsche Leser sich moralisch verpflichtet fühlen, meinen Roman – neben anderen Büchern zu verwandten Themen – zu lesen, ist nicht schwer zu verstehen. Amerikanische Leser, das muß ich zugeben, gehen noch weiter: Sie verraten mir, das Buch habe ihnen „gefallen, es sei so spannend“. Wie kann das sein? Kann Kunst so vollständig die Oberhand über den Inhalt gewinnen? Oder kommt meine Überraschung deshalb zustande, weil ich ein Schriftsteller bin, der es mit den Worten allzu genau nimmt, so daß ich erst dann sage, ich hätte ein Werk „sehr gern“, wenn es mir wirklich viel bedeutet, während die ganz normalen Leser womöglich mit demselben Wort nur ausdrücken wollen, sie hätten es nicht ganz undenkbar gefunden, das Buch von der ersten bis fast zur letzten Seite durchzulesen.

Das mag so sein, aber wichtig ist etwas anderes: Wenn ein Roman wie *Lügen in Zeiten des Krieges* den Lesern, die mein Buch „sehr gern“ lesen, das Gefühl geben kann, daß Maciek und Tanja, der Großvater und die anderen Juden, die darin vorkommen, immer noch Menschen sind, trotz aller Versuche, Juden zu entmenschlichen und wegen ihrer „Andersartigkeit“ dem Haß auszusetzen, wenn die Kunst eines Romanautors dies bewirken kann, dann hat er einen guten Grund, weiter Romane zu schreiben. Ich muß gestehen, daß es mir fast unmöglich ist, Romane oder Sachbücher über den Holocaust zu lesen, vor allem, wenn sie gut sind. Solche Bücher machen mir Angst, weil sie Handlungen beschreiben, die den gesunden Menschenverstand so überfordern, daß er nicht verpflichtet sein sollte, sie zu begreifen; sie zwingen mir die Frage auf: Warum hat man diese Dinge getan? – die mich in den schlaflosen Nächten nach der Lektüre quält. Leider weiß ich die Antwort darauf: Jedermann ist fähig zu foltern und zu morden, wenn er sich nicht Verhaltensregeln unterwirft, die auf der Erkenntnis beruhen, daß der „Andere“ ein Mensch ist wie alle und aus gleichem

Holz wie seine Brüder. In Weimar mag es besonders nahe liegen, über meine Frage und Antwort nachzudenken, nicht zuletzt deshalb, weil hier das schreckliche Paradox geradezu mit Händen zu greifen ist: Daß Hitlers Buchenwald in unmittelbarer räumlicher Nähe zur Stadt Goethes und Schillers liegen konnte.

Ich habe mich selbst, meine Familie und meine Freunde und schließlich einen größeren Kreis von Menschen damit überrascht, daß ich *Lügen in Zeiten des Krieges* und anschließend, in weniger als zehn Jahren, noch vier Romane schrieb. Im Frühherbst 1999 schloß ich meinen sechsten Roman ab, *Schmidt Delivered*; er wird in diesem Jahr in den Vereinigten Staaten und im Frühjahr 2001 in Deutschland veröffentlicht. Die nächste Überraschung für mich bestand darin, daß andere überrascht waren, weil ich in einer Phase meines Lebens, die sie fortgeschrittenes Alter nannten (ich war 56, als ich *Wartime Lies* abschloß) noch mit dem Romanschreiben anfangen konnte und daß ein alter Mann wie ich (das steckte hinter den Äußerungen des Erstaunens), der nach seiner langen juristischen Karriere eigentlich ganz vertrocknet hätte sein müssen, immer mehr neue Geschichten erfand und aufschrieb. Dann kam die dritte Überraschung (daß es die letzte sei, wage ich nicht zu behaupten, denn offenbar wartet immer noch eine neue Überraschung auf uns): Viele Leser, die *Lügen in Zeiten des Krieges* „sehr gern“ gelesen hatten, waren nun enttäuscht, daß ich nicht mehr Romane zum selben Thema schrieb. Da diese selben Leser – und viele Rezensenten, das sollte ich auch erwähnen – offenbar überzeugt sind, daß *Lügen in Zeiten des Krieges* meine Lebensgeschichte ist – obwohl ich dem widersprach und betonte, ich hätte einen Roman geschrieben – , finde ich ihre Enttäuschung darüber, daß ich nicht „Neue Lügen in Zeiten des Krieges“ oder „Lügen in Zeiten des Krieges, wieder erzählt“ schreibe, einigermaßen paradox. Wenn *Lügen in Zeiten des Krieges* eine Autobiographie ist, wäre es dann vernünftig zu erwarten, daß ich sie noch einmal verfasse? Im Ernst: Kann man erwarten, daß ein Autor, der einmal Erfahrungen mit dem Holocaust, wie er sie als sieben- bis elfjähriges Kind gemacht hat, in einem Roman verarbeitet, fortan diesem Thema verhaftet bleibt? Sollte man sich so etwas wünschen? Ich glaube nicht. Schriftsteller meiner Art schöpfen beim Schreiben aus, was sie erlebt haben. Das ist ihr Kapital. Sie schreiben nicht notwendig Memoiren, aber sie verwenden eigene Beobachtungen und Erfahrungen – den Stoff, den sie aufgespeichert haben. Ein Kind,

das den Krieg im selben Alter wie ich erlebt hat, konnte diesen Stoff, das unabdingbare Rohmaterial und einzige Kapital des Schriftstellers, nur in einer begrenzten Menge ansammeln, die zur Erschaffung einer ganzen Welt aus Romanen längst nicht ausreicht. Ich weiß, es gibt Ausnahmen von der Relation, die ich gerade hergestellt habe. Gewisse Erzähler haben einen Roman nach dem anderen über den Zweiten Weltkrieg geschrieben, obwohl sie ihn als Kinder erlebt hatten. Ihrem Beispiel möchte ich nicht folgen.

Deshalb kommt es mir ganz natürlich vor, daß meine späteren Romane von der weit größeren und vielfältigeren Welt handeln, in der ich als junger Mann gelebt habe und noch jetzt als langsam alternder Erwachsener lebe. Gegenstand, Milieu und Schauplatz der Romane haben zwar gewechselt, aber meine Leitmotive sind im Grunde gleich geblieben. In *Lügen in Zeiten des Krieges* habe ich erzählt, was ein kleiner jüdischer Junge und seine Tante in Polen zur Zeit der deutschen Besatzung erlebten, weil das die einzige Geschichte aus dieser Zeit war, die ich erzählen konnte und erzählen wollte. Als das getan war, erzählte ich in meinen späteren Romanen Geschichten aus der Welt der oberen Zehntausend, die an der Ostküste der Vereinigten Staaten leben und die in ihrer Unrast manchmal in die Ferne bis nach China, Japan und Brasilien und manchmal in die Nähe bis nach Frankreich und Italien schweifen. Da ich realistische Romane schreibe, weil ich nicht anders kann und weil es mir Spaß macht, schildere ich die Umgebung meiner Protagonisten so genau es mir möglich ist: die verwanzten Zimmer, in denen Tanja und Maciek wohnen, ebenso wie die Villa am Comer See, in der die Hauptakteure von *Wie Max es sah* (1995) zusammenkommen, das vornehme Haus am Strand der Ostseite von Long Island, das Schmidts Wohnsitz ist, oder auch Venedig, den Ort, den Mistler sich zum Sterben aussucht.

Aber meine Themen folgen mir an jeden Schauplatz. Immer wieder geht es um den Versuch, die eigene Identität zu finden und zu begreifen, um die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, die Gleichgültigkeit oder gar Grausamkeit zwischen Menschen, um Eros, der die Axt ist „für das gefrorene Meer in uns“, und das Näherkommen des Todes. Indes schreibe ich meine Romane nicht, um eine These zu einem dieser Themen vorzulegen. Vielmehr halte ich es mit Hemingway, der irgendwo geschrieben hat, wer eine Botschaft zu übermitteln

habe, der solle sie der Post anvertrauen. Es ist ganz einfach: Dies sind die Themen, die mich in Atem halten, dabei haben die Mittel, anhand deren sie vorgeführt und untersucht werden, nur sekundäre Bedeutung. Diese Mittel sind nötig, damit der Romanschreiber sein Handwerk ausübt, das heißt, eine Geschichte schreiben kann, welche die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt.

Wenn ich mir vornehme, einen Roman anzufangen, dann suche ich mir nicht Themen, die ich behandeln möchte. Und ich skizziere auch nicht die Umrisse einer Handlung. Vielmehr mache ich mir zuerst ein Bild von meinem Protagonisten und seinem Dilemma. Nach einer Weile sehe ich dann den Ausgangspunkt und die Ziellinie der Geschichte. Was zwischen beiden liegt, ist harte Arbeit. Denn nun muß der Romanschreiber aus den Beobachtungen und Erfahrungen seiner eigenen Lebenswelt in ihren vielfältigen Facetten Wort für Wort und Satz für Satz die Begebenheiten schaffen, die ihn über die Ziellinie bringen. Auf dem Weg dorthin zehrt er sein Kapital an Schmerz und Freude auf.

Nun habe ich Ihnen so viel von mir erzählt, daß ich kaum zu hoffen wage, es sei nicht mehr, als Sie wissen wollten. Diese Gefahr nimmt die Konrad-Adenauer-Stiftung in Kauf, sobald sie einem Romanschreiber – der wie alle Schriftsteller eine gewisse Ähnlichkeit mit Narziß hat – Gelegenheit gibt, in mehr als nur einem Satz zu sagen, daß er von ganzem Herzen für die große Ehre dankt, die ihm hier zuteil wird.

(Die Rede von Louis Begley, die Christa Krüger ins Deutsche übersetzt hat, wurde erstabgedruckt in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 16.05.2000.)

*Verleihung des Literaturpreises
der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.
an Louis Begley*

Weimar, am 14. Mai 2000

PROGRAMM

Felix Mendelssohn-Bartholdy
Andante espressivo op. 19 Nr. 2
Andante sostenuto op. 85 Nr. 4
(aus „Lieder ohne Worte“)
Konstanze Hollitzer, Klavier

* * *

Begrüßung
Dr. Bernhard Vogel

* * *

Wahrheiten in Zeiten der Lüge
Laudatio auf Louis Begley
Prof. Dr. Christoph Stölzl

* * *

Preisverleihung
Wilhelm Staudacher

* * *

Dankeswort
Louis Begley

* * *

Johannes Brahms
Intermezzo A-Dur
(aus den Klavierstücken op. 118)
Konstanze Hollitzer, Klavier

Text der Urkunde
zur Verleihung des Literaturpreises
der Konrad-Adenauer-Stiftung
an Louis Begley

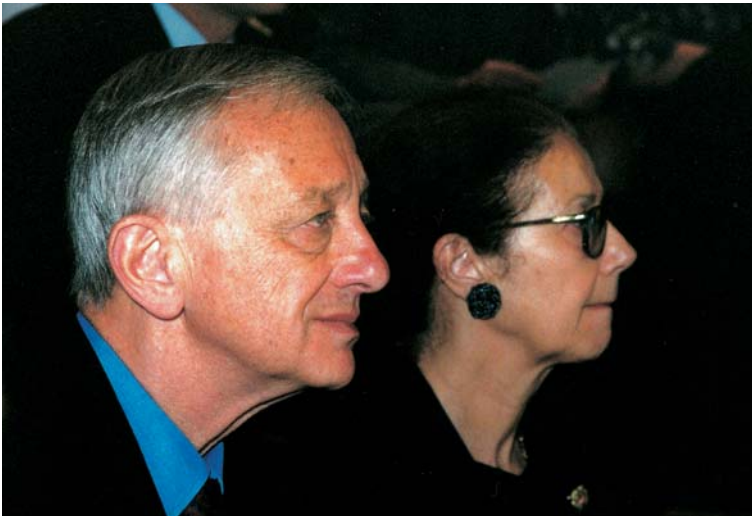
Mit seinem literarischen Werk verleiht Louis Begley der letzten Generation der überlebenden Juden in Europa eine Stimme. Der 1994 erschienene Roman *Lügen in Zeiten des Krieges* (*Wartime lies*, 1991) ist ein herausragendes literarisches und historisches Dokument der Auseinandersetzung mit dem Holocaust.

Mit seinen gesellschaftskritischen Romanen, zuletzt *Schmidt* (1997) und *Mistlers Abschied* (1998), erneuert Louis Begley die Tradition des europäischen Realismus. Als Erzähler von großer Virtuosität und sinnlicher Kraft, als subtiler Zeitkritiker und diskreter Chronist legt Louis Begley nach eigenen Worten Zeugnis ab „gegen Unterdrückung und Unmenschlichkeit“.



KAS-Generalsekretär Wilhelm Staudacher beim Verlesen der Urkunde. Links Jury-Vorsitzende Prof. Dr. Birgit Lermen, rechts Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel.

Louis Begley und seine Frau Anka Muhlstein.





Senator Dr. Christoph Stölzl bei seiner Laudatio.

Applaus für den Preisträger. Von links: Dr. Siegfried Unsel, Leiter des Suhrkamp Verlags, Gudrun Staudacher, KAS-Generalsekretär Wilhelm Staudacher, Louis Begley, Anka Muhlstein, Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel, Prof. Dr. Birgit Lermen.



Zeittafel

Louis Begley

- 1933 Louis Begley wird am 6. Oktober unter dem Namen Ludwig Begleiter als einziges Kind polnisch-jüdischer Eltern in der ostgalizischen Provinzstadt Stryi geboren.
- 1941 Im Sommer Einmarsch der deutschen Soldaten. Louis Begley entgeht mit seiner Mutter, getarnt als polnische Katholiken, der Deportation und Vernichtung.
- 1946/47 Auswanderung mit den Eltern, zunächst vier Monate nach Paris.
- 1947 Im März Auswanderung in die Vereinigten Staaten, Niederlassung in Flatbush/Brooklyn. Amerikanisierung des Namens.
- 1950-54 Studium der englischen Literatur am Harvard College. Graduierung mit summa cum laude.
- 1954-56 Militärdienst in der amerikanischen Armee. Zwischenzeitlich (1955) Stationierung als Infanterist in Göppingen.
- 1956 Heirat mit Sally Higginson. Aus der Ehe stammen drei Kinder: Peter (geb. 1958), Adam (geb. 1959) und Amey (geb. 1963).
- 1956-59 Jurastudium an der Harvard Law School. Graduierung mit magna cum laude.
- 1959 Im September Eintritt in die New Yorker Anwaltskanzlei „Debevoise, Plimpton & McLean“ (heute: „Debevoise & Plimpton“). Spezialisierung auf internationales Vertragsrecht. Seit 1968 Sozius. In den späten sechziger Jahren (ab Anfang 1965) Arbeit in der Pariser Niederlassung der Kanzlei.

-
- 1974 Zweite Heirat, mit der Historikerin Anka Muhlstein.
- 1989 Während eines viermonatigen Sonderurlaubs entsteht der Roman *Wartime Lies*, der 1991 in dem New Yorker Verlag Alfred A. Knopf Incorporated erscheint.
- 1991 Irish Times – Aer Lingus International Fiction Prize.
- 1992 Prix Medicis Étranger, Paris.
- 1993 Der Roman *The Man Who Was Late* erscheint (A. Knopf).
- 1993-95 Präsident des amerikanischen PEN-Zentrums.
- 1994 Der Roman *As Max Saw It* erscheint (A. Knopf). Die deutsche Übersetzung – von Christa Krüger, die alle Romane von Louis Begley übersetzt – von *Wartime Lies* erscheint im Suhrkamp Verlag unter dem Titel *Lügen in Zeiten des Krieges* (1996 als suhrkamp taschenbuch 2546 bzw. 2744; 1998 in der Bibliothek Suhrkamp).
- 1995 *Wie Max es sah* (Suhrkamp; 1997 als suhrkamp taschenbuch 2695). Jeanette-Schocken-Preis der Stadt Bremerhaven. American Academy of Letters Award in Literature.
- 1996 Der Roman *About Schmidt* erscheint (A. Knopf), ebenso wie die deutsche Übersetzung *Der Mann, der zu spät kam* (Suhrkamp; als suhrkamp taschenbuch 2881).
- 1997 Der Roman *Mistlers Exit* erscheint (A. Knopf), ebenso wie die deutsche Übersetzung *Schmidt* (Suhrkamp; 1999 als suhrkamp taschenbuch 5009).
- 1998 Rede in der von Bertelsmann und den Berliner Festspielen veranstalteten Reihe „Berliner Lektionen“ (publiziert unter dem Titel „Heimischwerden in Amerika“ in: *Süddeutsche Zeitung* vom 7./8.11.1998). Der Roman *Mistlers Abschied* (Suhrkamp; 2000 als suhrkamp taschenbuch 6137) erscheint.
- 2000 Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Im Herbst erscheint der Roman *Schmidt Delivered* (A. Knopf), die deutsche Übersetzung erscheint im Frühjahr 2001 (Suhrkamp).

Autoren und Juroren

Autoren

Staudacher, Wilhelm, geb. 1945. Seit 1999 Generalsekretär der Konrad-Adenauer-Stiftung. Zuvor CDU-Bundesgeschäftsführer (1991-1992), Bevollmächtigter des Landes Mecklenburg-Vorpommern in Bonn (1993-1994), Staatssekretär und Chef des Bundespräsidialamtes (1994-1999).

Stölzl, Christoph, Dr.; geb. 1944. Seit Mai 2000 Senator für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Berlin, zuvor u.a. Generaldirektor und Professor am Deutschen Historischen Museum Berlin (1987-1999) und Leiter des Feuilletons der *Welt* (1999-2000). Publikationen u.a.: *Die Ära Bach in Böhmen. Sozialgeschichtliche Studien zum Neoabsolutismus 1849-59* (1971), *Kafkas böses Böhmen. Zur Sozialgeschichte eines Prager Juden* (1975; Taschenbuchausgabe 1989), *Die Zwanziger Jahre in München* (Hrsg., 1979), *Topor, Tod und Teufel* (Mithrsg., 1985), *Deutsches Historisches Museum. Ideen, Kontroversen, Perspektiven* (Hrsg., 1988), *Bayerische Profile* (mit P. Gauweiler, 1995), *Bilder und Zeugnisse der Deutschen Geschichte* (Hrsg., 1995), *Menschen im Museum* (Hrsg., 1997), *Ein deutsches Denkmal: Der Streit um das Denkmal für die ermordeten Juden Europas* (mit Lea Rosh u.a., 1999).

Vogel, Bernhard, Dr.; geb. 1932. Ministerpräsident des Landes Thüringen. Publikationen u.a.: *Wie wir leben wollen. Grundsätze einer Politik für morgen* (1986), *Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates* (1990). *Civitas* (Festschrift, 1992), *Wieviel Forschung braucht Deutschland?* (Mithrsg., 1996), *Reden und Taten in drei Jahrzehnten* (hrsg. von W. Wiedemeyer, 1997), *Zwischen Aussaat und Ernte. Reden im wiedervereinigten Deutschland* (1998). Zahlreiche Beiträge über Bildungspolitik, Medienpolitik, Grundwertediskussion, Christentum und Politik.

Juroren

Hieber, Jochen; geb. 1951; seit 1983 Feuilletonredakteur und Literaturkritiker der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Publikationen u.a.: *Wörterhelden, Landvermesser. Aufsätze und Kritiken* (1994), *Lieber Marcel. Briefe an Reich-Ranicki* (Hrsg., 1995; 2., erw. Aufl. 2000), *Thomas Mann: Buddenbrooks* (Hrsg., 1996). Zahlreiche Essays und Rezensionen zur Gegenwartsliteratur.

Kiesel, Helmuth, Prof. Dr.; geb. 1947; Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg. Publikationen u.a.: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert* (Mitautor, 1977), *Lessing: Epoche, Werk, Wirkung* (Mitautor, 1978), „*Bei Hof, bei Höll*“: *Literarische Hofkritik von Sebastian Brant bis zu Friedrich Schiller* (1979), *Erich Kästner* (1981), *Literarische Trauerarbeit. Alfred Döblins Exil- und Spätwerk* (1986), *Briefe von und an Lessing* (3 Bde., Hrsg., 1988-94), *Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne. Max Weber und Ernst Jünger* (1995), *Martin Walser. Gesammelte Werke in 12 Bänden* (Hrsg., 1997), *Erich Kästner: Werke. Bd. 4* (Hrsg., 1998), *Ernst Jünger, Carl Schmitt: Briefe 1930-1983* (Hrsg., 1999). Zahlreiche Aufsätze zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts.

Kleinschmidt, Sebastian, Dr.; geb. 1948; Literaturwissenschaftler und seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* (Berlin). Publikationen u.a.: *Walter Benjamin. Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgewählte Schriften 1920-1940* (Hrsg., 1984), *Georg Lukács. Über die Vernunft in der Kultur. Ausgewählte Schriften 1909-1969* (Hrsg., 1985), *Denk ich an Deutschland ... Stimmen der Befremdung* (Mithrsg., 1993), *Stimme und Spiegel. Fünf Jahrzehnte „Sinn und Form“*. *Eine Auswahl* (Hrsg., 1998), Nachwort zu: Gerhard Nebel: *Schmerz des Vermissens* (2000).

Köhler, Volkmar, Dr.; geb. 1930; 1972-1994 Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1989 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses und Vorsitzender des Unterausschusses Auswärtige Politik. Parl. Staatssekretär a.D. Publikationen u.a.: *Die Soziale Marktwirtschaft im Aufwind* (1989), *Die Dritte Welt und wir* (1990), *Konsequenzen des Maastricht-Vertrages für die europäische Entwicklungspolitik* (1996). Zahlreiche Aufsätze zur Kunst- und Kulturgeschichte sowie zur Außen- und Entwicklungspolitik.

Lermen, Birgit J., Prof. Dr.; Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Publikationen u.a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987), *Mein Thema ist der Mensch. Texte von und über Stefan Andres* (Mithrsg., 1990), *Lebensspuren Bd. 1: Hilde Domin – „Hand in Hand mit der Sprache“* und *Bd. 2: Nelly Sachs – „An letzter Atemspitze des Lebens“* (mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg., 1999), *Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (2000). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Dokumentationen der Literaturpreise 1993-1999

Literaturpreis 1993: Sarah Kirsch

2. Aufl., 40 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-930163-19-5

Literaturpreis 1994: Walter Kempowski

60 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-930163-48-9

Literaturpreis 1995: Hilde Domin

2. Aufl., 48 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-930163-81-0

Literaturpreis 1996: Günter de Bruyn

40 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-931575-15-2

Literaturpreis 1997: Thomas Hürlimann

40 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-931575-68-3

Literaturpreis 1998: Hartmut Lange

32 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-931575-95-0

Literaturpreis 1999: Burkhard Spinnen

36 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-933714-35-4

Die Dokumentationen der Literaturpreise sind gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- zzgl. Porto zu beziehen bei:

Konrad-Adenauer-Stiftung, Hauptabteilung Kultur, Rathausallee 12,
53757 Sankt Augustin, Telefon 0 22 41 / 246 544, Telefax 0 22 41 / 246 869.